

Erscheint täglich
nachmittags mit Ausnahme der
Sonntage und Feiertage.

Abonnementspreis
monatlich 50 J., 1/2jährlich 1.50 J.
jährlich, frei ins Haus. Durch
die Post bezogen 1.65 J.

„Die Neue Welt“
(Unterhaltungsbeilage), durch
die Post nicht bezugsbar, kostet
monatlich 10 J., 1/2jährlich 30 J.

Volksblatt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: Gr. Ulrichstraße 16, Eingang Bälbergasse.

Telegraphische Adresse: Volksblatt Halle/Saale.

Netto: Für Wahrheit und Recht.

Nr. 104

Dienstag den 8. Mai 1894.

5. Jahrg.

Augen auf! Tathen zu!

So müssen wir jetzt nach dem Schluss der Reichstags-Session den deutschen Wählern und Steuerzahlern wieder zurufen.

Wohl hat der Reichstag das „Steuerbouquet“ des Herrn Miquel zerpfückt und zerlegt; wohl hat er seinen famosen Steuerplan — den wunderbaren „Automaten“, auf den der sündige und erfindungsreiche Herr Finanzminister so stolz war, nicht einmal der Ehre einer eigenen Beratung würdig gehalten. Aber Steuerpläne, das heißt Pläne zur Schröpfung des „armen steuerzahlenden Volkes“, gehören — namentlich in unserem deutschen Vaterlande, wo die Volkvertretung noch so wenig selbständige Macht hat — „zu den Würmern, die nicht sterben“, auch wenn man ihnen zwanzigmal den Kopf zerreiben zu haben glaubt. Und nach dem zweideutigen Gebaren des stets auf zwei Achseln tragenden Zentrums und nach den nicht zweideutigen Erklärungen des Herrn Reichskanzlers in der letzten Sitzung des Reichstages kann auch für den harmächtigsten Optimisten kein Zweifel mehr obwalten, daß der Reichstag bei seinem nächsten Zusammentreten — voraussichtlich schon Mitte Oktober — ein neues Steuerbouquet, weitlich aus denselben mißbrauchenden Blumen bestehend wie das alte, nur etwas anders geordnet und gebunden, als Augen- und Nasenweide vorfinden wird.

Die Tabaksteuer ist tot“, deutet Herr Miquel, „die Tabakfabriksteuer soll leben!“ Die Weinsteuern sind tot, die Fleischmehlsteuern soll leben!“ u. S. Selber ein Proteus, heute in dieser, morgen in jener Gestalt, hat Herr Miquel seinen philisterhaften Respekt vor Formen — welche Form die Steuer hat, wie sie aussieht, das ist ihm ganz gleichgültig, wenn sie nur Geld bringt in das hochheilige Reich der Militärischen und auf die richtigen, tragfähigen Schultern geladen wird. Weides sind unerlässliche Bedingungen. Die „armen Weiden“ müssen gelohnt werden. Und viel muß es sein. Nicht lumpige 30 bis 40 Millionen. Es muß in die Hunderte gehen — natürlich von Millionen. Denn wenn auch die „neue“ Militärvorlage nur eine angebliche Mehrausgabe von 40 Millionen bedingt, so ist doch die „neue“ Militärvorlage nur noch „neue“ zwischen Gießflüssen; in Wirklichkeit war sie schon alt am Tage, da der Reichstag sie unter Hängen und Würge: annahm gegen den Willen einer Millionen-Majorität des deutschen Volkes. Und fernermal nach der jedem Schulknaben begrifflichen Logik der Thatsachen — in diesem Falle: der Schraube ohne Ende — die Annahme der neuen deutschen Militärvorlage für die übrigen Ritter der Schraube ohne Ende das Signal war zu einem kräftigen Ruck, der das alte Verhältnis wieder herstellte — so ist jetzt die „neue“ Vorlage so veraltet, daß schon für eine andere neue Vorlage getroffen werden muß. Als vordringender und vorordnender Mann weiß aber Herr Miquel, daß die nächste neue Militärvorlage nicht die letzte neue sein wird; und so denkt er gleich an mehrere „neue“ Militärvorlagen, die auch ebenso sicher einander folgen werden, wie das B dem A, und dem B das C folgt. Wir

kleinigkeiten giebt — nach einem lateinischen Sprichwort — der Prator sich nicht ab; und mit Kleinigkeiten giebt der deutsche Michel sich nicht ab. Er geht ins große, und der Zukunftserbe muß im großen Stil sein — ein Aderlass, der die bisherigen übertrag, wie der Zukunftskrieg die lumpigen Zwergkriege der Vergangenheit, die bloß Hunderttausende ins Jenseits befördert haben.

Und Herr Miquel wird kein Spiel gewinnen — wir meinen: keinen Aderlass zu stande bringen, wenn das deutsche Volk nicht auf der Hut ist, und nicht neben der nötigen Aufmerksamkeit auch die nötige Energie entwickelt.

Man darf sich durch das bisherige Handeln des Reichstages nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen. Deutsche Volkvertreter haben kein Eigen im Blut, jedenfalls keinen Stahl in den Knochen. Das deutsche Rückgrat ist in der ganzen Welt als biegsam bekannt; und unter den deutschen Männern, die bei uns Ausland exportieren, erfindet der Bediente sich des besten Aufuses in seiner Art, er fikt für den besten Bedienten der Welt. Und diese Nationalangst macht sich auch im Reichstage bemerklich. Ist das „Unfall“ nicht eine Reichstagstrankheit?

Die Taktik der Regierung läßt sich ziemlich bestimmt voraussehen. Herr v. Caprivi, der in dieser Frage Herrn Miquel zur Seite steht und ihm jeglichen Vorwurf leisten wird, hat seine Kampf-Eigentümlichkeiten schon so deutlich gezeigt, daß wir hinsichtlich der Manier seines Vorgehens nicht im Dunkeln zu tappen brauchen. Wir kennen sie. Er droht nicht, er poltert nicht, er brutalisiert nicht, wie sein Vorgänger es gethan — er ist stets höflich, stets ruhig, stets verständig in der Form, aber unnachgiebig und zäh in der Sache. Das suavit in modo et fortiter in re — somit in der Art, stark in der Sache — das Bismarck mit gewohnter Wahrsamkeit für sich in Anbetracht nahm, könnte Caprivi's Devise sein.“

Die Taktik in bezug auf die Steuern wird aller Voraussicht nach genau dieselbe sein, wie weiland in bezug auf die Militärvorlage. Die offiziöse Presse, die sich inzwischen ja zu fast Bismarckischen Dimensionen ausgewachsen hat, wird Tag für Tag wahr und auch falsche „Euthyllungen“ und „Ambrosierungen“ über die Regierungspolitik bringen, das Entschlossene widerrufen, die Wiederholung zurücknehmen, und monatelang durch ermüdende Wiederholung das Publikum an alles Mögliche und Unmögliche gewöhnen, so daß die Nachsicht zuletzt erlaubt und der zappelnde Fißch so ermettet ist, daß er von dem geduldsigen Angler aus Land gezogen werden kann.

Bei der Militärvorlage war diese Methode erfolgreich. Es bedurfte zwar noch des Rucks eines Reichstagsauflösung, allein dank dem famosen Melech-Gewaltspiel hatten doch eifrige Millionen Wähler sich für die Vorlage fangen lassen. Und schließlich ist die Militärvorlage durchgegangen.

Eine Auflösung kann die Regierung in der Steuerfrage nicht wagen. In Steuerfragen hört die Gemütslichkeit auf — die Regierung würde sich selbst ihre Chancen verschlechtern.

Sie muß mit dem jetzigen Reichstag rechnen. Und sie rechnet auf die parlamentarische Unfallskrankheit.

Das Volk muß über die Volkvertreter wachen! Es muß ihnen Herz und Nieren prüfen. Die Ferien bieten ja Zeit und Gelegenheit zu Zusammenkünften von Wählern und Gewählten. Die Wähler müssen ihre Abgeordneten fragen, was sie von der Besteuerung denken und auf klare Fragen klare Antworten heißen!

Kein Abgeordneter kann sich dem Einflusse seiner Wähler entziehen. Und sind die Wähler auf dem Posten, so scheitert auch der neueste Versuch, das deutsche Volk für Militärszwecke „weißzuwaschen“.

Bräuchen die Herren Bourgeois und Junter zum Schutz gegen das arbeitende Volk mehr Soldaten, gut, dann müssen sie auch selber die Kosten bezahlen. „Tragfähig“ — das Wort ohne Dohu gebraucht — find nur die Schultern der Reichen — und die Armen brauchen keine Soldaten! Nieder mit dem Moloch! Fort mit dem neuen Treuen!

Hundschau.

Ueber die Weisheit im allgemeinen und in Deutschland im besonderen läßt sich der demokratische „St. Galler Stadionsänger“ von einem Berliner Korrespondenten berichten:

Heute fährt sich zum viertenmal die sozialistische Weisheit. Ursprünglich aus dem Kräftegefühl proletarischer Solidarität geboren, hat sich diese Frier zu einem ganz merkwürdigen Frühlingsfest entwickelt, das von Hunderttausenden in Klübe und mit einem gewissen Stolz begangen wird. Die Sozialdemokraten haben der herrschenden Partei das Vergangene nicht gemocht, Gewaltmaßregeln zu provozieren, und da der brave deutsche Philister eben so schnell beruhigt ist, als er in Tobensand gerät, hat man in bürgerlichen Kreisen angefangen, das Fest mit einem gewissen neugierigen Interesse zu betrachten. Nicht Arbeiter um sind es, die am feilschenden Finanzphilister in der großen Vokale, wo die sozialdemokratischen Führer die Begeisterung für das Zusammenkommen der Arbeiterklasse von neuem anfachen, sondern zum guten Teil die bürgerlichen Bürger, die das ihnen fremde Schauspiel der durch eine gemeinsame Idologie über verbundenen Proletariermassen mit erstauemtem Blick verfolgen. Sogar die Berliner Polizei hat sich in das Unvermeidliche gefügt und macht keine Anstalten mehr, die festlichen Versammlungen zu stören und zu Ausschreitungen zu provozieren. Auch dieses Jahr wird der 1. Mai, das Frühlingfest einer erwachenden Kulturperiode, seinen friedlichen Charakter nicht verlernen. Man könnte sich darüber freuen, sände nicht auf der anderen Seite die bedauernswerte Thatsache, daß die regierenden Kreise aus diesem friedlichen Verhalten den Schluß ziehen, daß die ganze sozialistische Bewegung nicht gar so ernst zu nehmen sei. Es ist dieselbe Grundstimmung wie im Jahre 1890, als Salomando Louis Philipp zurief: „Wir tanzen auf einem Vulkan!“ Er wurde damals ausgelacht, und kurze Zeit darauf stieg die borböuhliche Herrlichkeit in die Laji. Die feste, im Selbstgefühl der Kraft sich zurückhaltende Dis-

legten solche selbst bei der Arbeit nicht gern ab. Man nennt ja wohl auch heute noch auf Grund dieser Seite einen im Segen und Frieden bewanderten Gesellen einen „Schweizerdegen“.

Die Stimmung der Schar ging bald vom Ernst in Heiterkeit über, wie dies bei jungen Leuten nicht anders zu erwarten, und unter beständigem Singen nahie man sich dem Städtchen Dornburg (jetzt Dornburg genannt), welches dem Großen von Reimsheim gehörte, der jedoch Lehnsritzer des Bischofs war. Man konnte nun erwarten, in einer kleinen halben Stunde das Bernigeröder Gebiet erreicht zu haben. Es war indessen vollständige Nacht geworden, die vom Monde nur schwach erhellt wurde. Dornburg schien in tiefem Schlaf zu liegen.

Plötzlich ertönte von mehreren Seiten ein Ungehöriges; ein schriller Pfiff folgte, in demselben Augenblick hörte man aber auch das Kluggeheul der Nachzügler. Der ganze Zug lachte.

„Verrat!“ rief Jemand der schwarzgängige Gutere, der etwas vorangegangen und wie die Kage im Dunkeln an demselben sehen zu können schien, doch zu spät.

Von allen Seiten Herbeegerappel, noch einige Sekunden und von vorn und hinten, rechts und links fallen töbliche Schreie auf die nichts ahnenden Handwerksburden; sie waren in einen Hinterhalt geraten, denn Hans von Werthern hatte sich mit seinen Reitern auf die Lauer gelegt, da ihm der Abzug des Bürgermeisters kein Geheimnis geblieben war.

Alles stürzte rechts und links in die Felser, doch die schweren Reiterbeugen fielen auf die Köpfe der Fliehenden nieder. Der Tod hielt eine reiche Ernte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Halberstädter Bartholomäus-Nacht.

Historische Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges von August Heine.

14) [Nachdruck verboten.]

„Allen Peripete nach“, begann Dr. Eberhard Wiedenice mit großer Ealtung, „hat an dieser secessio die politica größeren Anteil, als die theologia.“

„Mehr als beides aber die amores!“ gab Fritz Venz trocken zurück.

„Was uns der Abenteuerer, der Gesserdes eingebrocht, müssen wir nun anessen“, fing Wiedenice wieder an. Allein auch damit fand er bei seinen Zuhörern nicht den gewünschten Widerhall, denn das Philistertum war nicht vertretter, sondern der staatsfähige Bürgerstand.

Es ist der Tag des heiligen Bartholomäi. Auch er predigte den Arabern das Evangelium; auch er übersteigte daselbe ins Arabische, wie Dr. Martin selbiges in Deutsche übertrug, er litt und starb am Kreuze für seinen Glauben, auch wir müssen für denselben leiden.“

Die Anwesenden hatten diesen geistlichen Zupruch des Dr. Wiedenice, der natürlich noch immer durch tausend Felsen mit dem Katholizismus verwaschen war, kaum zugehört, doch war gewiß niemand mit einem Gedanken bei dem alten Apostel der Araber und Sidrusen, sondern jeder gedachte der Gegenwart und dessen, was die nächste Zukunft bringen werde.

Während des Geirades gingen auch die Glocken der Martinikirche an, nach welcher Seite acht Uhr zu läuten. Als der letzte Glockenschlag ausgeklungen, ertönte vom Markte, von den Stadtpfeifern gelautet, die Marschläute der Reformierten, und tausend Stimmen fielen ein:

„Ein feste Burg ist unser Gott.“

Das Weinen des Abschiedes in des Bürgermeisters Hauie

wollte kein Ende nehmen, doch es mußte geschieden sein. Als der Bürgermeister herantrat, stand Christian Venz vor der Thür, ein starkes und ruhiges Pferd am Jannu haltend, zur großen Freude des Bürgermeisters, der zwar nicht reiten konnte, aber noch viel unlieber gehen mochte, des Alters und der Körperfülle wegen.

Ein Teil des Gepäcks nahm Heinrich Schreiber mit aufs Pferd, einen Teil hatte der unternehmende Schusterjunge bereits sich aufgedockt und schritt stolz im Zuge mit, was ihm wohl der strengen Jungheizer der damaligen Zeit wegen sonst nicht gestattet worden wäre.

In diesem Augenblicke kam auch Heinrich Peterstille von Bernigerode zurück, einen eigenhändigen Brief des Grafen Vodo überreichend, worin dieser dem Bürgermeister freundschaftliche Aufnahme zusagte.

Nun lehte sich der Zug in Bewegung. Voran die Stadtpfeifer, bis ans Thor mitehend und das Scheibeleid spielend:

„Inprund ich muß Dich lassen.“

„Ziehen meine Straken.“

Dann folgte der Bürgermeister zu Pferde, welches von Christian geführt wurde, rechts und links gingen Hans Mens, der Metzlerbrauer, und Peterstille, der es sich nicht hatte nehmen lassen, den Bürgermeister zu Fuß zu begleiten.

Hierauf in langem Zuge das Volk; ja als die Stadtgrenze bereits überschritten, blieben noch mehr als 100 Jungbäuer, Bürgerstöße und Handwerksburden, und verpörschen bis Bernigerode mitzugehen, wohin man in 5 Stunden zu gelangen hoffte.

In Bernigerode wollten die Begleiter über Nacht bleiben, und anderen Tages nach Halberstadt zurückkehren.

Alles ging ohne Wehr und Waffe, nur zwei Buchdrucker, die bei Curt Drake die plattdeutsche Bibel druckten, hatten ihre Schweizerdegen an der Seite, denn die Buchdrucker hatten kaiserliches Privilegium, Regen tragen zu dürfen, und

ziplin der Arbeitermassen, die in dem schweren Kampf, den sie jetzt langen führen, geleitet haben, wie unklar es ist, den Stärkeren zu provozieren, hat bei denen, die am Überstehen, den Glauben erweckt, daß die Gefahr der sozialen Revolution für immer ausgeschlossen sei. In dieser Selbsttäuschung befangen, hat man auf den Weiterbau der sozialen Reformen, die einst unter dem Druck der Furcht begonnen wurden, verzichtet. Sie und da wird wohl noch etwas am sozialen Körper herumgepflegt und herumgestrichelt, aber die jetzige Reichsregierung hat in den ganzen vier Jahren ihrer Thätigkeit nur das eine deutlich erkennen lassen, daß es ihr an jedem Verständnis für die soziale Frage fehlt und daß sie unfähig ist, den drohenden Gefahren durch eine kraftvolle und in ihren Zielen klare Initiative zu begegnen. Wie lange das noch dauern soll, wie lange das Fortwärtsein sich fortsetzen läßt, werden vielleicht die nächsten Jahre schon ergeben.

Der Wahltermin für die Wahlwahl im 6. schleswig-holsteinischen Reichstagswahlkreis Elmshorn-Pinneberg ist auf 13. Juni festgesetzt.

Die Novelle zum Mietsrecht ist in der Justiz-Kommission mit dem Zulaß angenommen, daß das Gesetz für die am Tage seiner Verkündung bestehenden Mietsverhältnisse am 1. Oktober 1894, für die übrigen mit dem Tage der Verkündung in Kraft treten soll. Auch ist durch die Kommission ausdrücklich in der Novelle bestimmt worden, daß Rechte, welche der Vorfrist derselben (sein Retentionsrecht für unpfändbare Mobilien) zuwider bestellt werden, unzulässig werden.

Die indirekten Steuern sind seit 1881 in Preußen von 41 auf 71 Millionen M., im Reiche dagegen seit 1879 von 211 Millionen auf 700 Millionen M. gestiegen. Die Steuererträge betragen in Preußen 73, im Reiche aber 190 Prozent.

Warum die preussischen Landräte sich so sehr für die Feuerstätten begünstigen, ergibt sich aus einer Notiz der „Volksztg.“, wonach in Preußen nicht weniger als 223 Landräte im Nebenamt als Kreisfeuerstätten-Direktoren fungieren und dafür bis zu 3000 M. jährlich erhalten. Während die Landräte solche Nebenämter bekleiden, werden ihnen von Staatswegen zur Unterstützung im Hauptamt Regierungskassatoren beigegeben.

Eine neue Rückwärtsrevision der Gewerbeordnung scheint in Aussicht zu stehen. Aus Anlaß mehrerer Eingaben rheinisch-westfälischer Handelskammern, der Handelskammern Frankfurt a. M., Koblenz und Sorau betreffend die Ausführungsbestimmungen zu den die Leberarbeit der weiblichen erwachsenen Arbeiter regelnden Bestimmungen des § 138a Abs. 1 bis 4 der R.-G.-O. hat der Handelsminister einen Erlaß an die Regierungspräsidenten zum Bericht darüber gerichtet, ob sich bisher große Unzulänglichkeiten aus diesen Vorschriften für die preussische Textilindustrie und die anderen, Frauen beschäftigenden Gewerbe ergeben haben. Der „Köln. Ztg.“ wird dazu von hier geschrieben:

„Es erscheint uns durchaus unerwartet, daß nimmere allen Handelskammern hierdurch Gelegenheit gegeben werden soll, sich eingehend über die in den Geschäftsbetrieben gemachten Einführungen zu äußern. Wie uns berichtet worden ist, wird es namentlich nachteilig für die Industrie empfunden, daß in den bemerkten Bestimmungen Grundzüge und Untersuchungsmerkmale aufgestellt worden sind, deren praktische Durchführung sehr schwierig sei und auch das billige Ermeßen der Verwaltungsbehörden zu sehr beeinträchtigt. Dies sei für die preussische Industrie besonders deshalb nachteilig, weil in anderen deutschen Staaten, z. B. im Königreich Sachsen, dem Ermeßen der Verwaltungsbehörden bei der Entscheidung der Anträge auf Leberarbeit keine Schranken gezogen seien. Wie weit die Klagen der oben erwähnten Kammern berechtigt sind, wird sich aus den Berichten der übrigen Handelskammern, die sämtlich zum Bericht aufgefordert werden sollen, erweisen müssen.“

Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß eine Rückwärtsrevision in Betreff der Leberarbeit der erwachsenen weiblichen Arbeiter im Werke ist. Die Sorge um die angebliche allgrobe Beugtheit des billigen Ermeßens der Verwaltungsbehörden ist ziemlich verdächtig. Interes Erachtens liegt gar kein Grund vor, dieß „billige Ermeßen“

auszudehnen und dadurch auch an diesem Punkte die Gewerbeordnung, die wahrlich nicht zu rigoros gegen die Unternehmer ist, wieder noch mehr zu durchlöchern.

Zur Lage der Bergarbeiter wird dem Rheinisch-Westfälischen Volksfreund“ von einem alten Bergmann geschrieben, daß die Lage derselben sich von Tag zu Tag trostloser gestaltet. So wird auf der Höhe „Friedrich Ernestine“ eine Feiertagsfeier nach der anderen verordnet, so daß zu befechtigen ist, daß im Monat nur 15 bis 16 Feiertage verfahren werden können. Demnachsprechend ist natürlich auch der Lohn, so daß es dem Bergmann oft kaum möglich ist, von dem kleinen Lohn für die Seiningen und sich trostloses Brot zu beschaffen. Woher sollen da die übrigen notwendigen Bedürfnisse bestritten werden? Am 15. v. M. ist auf Höhe „Ernestine“ 52 Mann gefündigt worden, welche am 30. v. M. abgekehrt worden sind. Durch Anschlag werden außerdem diejenigen, welche mit den vielen Feiertagen nicht zufrieden sind, aufgefordert, die Arbeit zu nehmen. Ist das etwa Humanität? Unter den Gefündigten befinden sich Leute, welche in der Grubenarbeit erkrankt sind. Jahrzehnte lang haben die alten Knappen ihre Gefälle zur Knappschicht entrichtet; wer verbürgt dieselben jetzt, wenn sie keine Arbeit bekommen können, daß ihnen die notwendigen Rechte an die Knappschichtslöhne nicht verloren gehen oder geschmälert werden?

Auch die „Frankf. Ztg.“ berichtet, daß die in der Nähe von Gelsenkirchen gelegene Zeche „Johanneis“ jetzt wieder 380 Mann abgelegt hat und von einer ganzen Reihe anderer Zechen kommen ähnliche Nachrichten.

Von einem Duck wird aus Juidau gemeldet: „Bei einem Bittolenduell, das kürzlich zwischen einem Offizier der Garnison und einem bei der Kreisbaummannschaft beschäftigten Knecht stattgefunden hat, wurde der letztere durch einen Schuß ins Bein verwundet. Der Verwundete ist, wie jetzt bekannt wird, ein Sohn des vormaligen konservativen Reichstagsabgeordneten Hofrat Ackermann in Dresden.“ — Durch das verwundete Bein ist nun die Differenz ausgeglichen. Sondernbare Erbsgriffe! Wir allerdings sehen in einem solchen Vorgang nichts anderes, als wenn zwei „gewöhnliche“ Menschen über ihre Streitigkeiten mit Waffen ausgießen, nämlich gemeinen Kaufhandel, der entsprechend zu betreffen wäre.

Zu der Berliner „Kirchennot“ erfährt man aus der letzten Sitzung des evangelischen Kirchenbauvereins zu Berlin, daß in den letzten fünf Jahren mit einem Kostenaufwand von 16 Millionen insgesamt 15 Kirchen in Berlin und Umgebung eingeweiht sind, sechs bis sieben folgen noch in diesem Jahre, acht weitere sind im Bau. Es fehlen allerdings nach Ansicht des Kirchenbauvereins immer noch zur vollen Beilegung der „Kirchennot“ 18 Gotteshäuser und diese Zahl erhöht sich jedes Jahr um zwei, also für den neuen Jahrgang nach Berlin gerechnet werden. — Wundern müssen wir uns nur darüber, für wen diese Kirchen alle gebaut werden!

Zu dem Prozesse gegen die Banca Romana in Rom begann am Sonnabend das Verhör der Angeklagten. Tanlongo sagte aus, bei seiner Ernennung zum Direktor habe der damalige Finanzminister Sella verhindert, den Vermögensstand der Bank zu prüfen, da Kapital schon vor dem Jahre 1868 nicht mehr existiert habe. Im Jahre 1881 hätten ihn Magliani und Depretis gedrängt, gemeinsam mit dem Staate dahin zu wirken, den Rentenfonds über 101 zu bringen, um die Konvertierung der Rente in eine 4 pro Zehner zu fördern. Er, der Angeklagte, habe sich auf Ehrenwort verpflichtet müssen, die Operation niemals dem Staate in Rechnung zu stellen, weshalb sie auch in die Bücher der Bank nicht eingetragen sei. Die Operation hätte der Bank 16—18 Millionen Lire gekostet ohne Zinsen. Tanlongo behauptet, die bezüglichen Schriftstücke befänden sich in seiner Wohnung in einem Umschlage verpackt.

Der „Zug der Arbeitslosen“ hat, wie vorauszu- sehen war, glänzend Mißgung gefunden; zu bedauern sind nur die Unglücklichen, welche dem Hauptstange Gogey folgten. Ueber den Einzug der „Armer“ in Washington meldet das Bureau Neuter unterm 1. Mai:

„Die Gogey'schen Arbeitslosen verließen, wie kurz gemeldet, heute ihre Kundgebung vor dem Kapitol abzuhalten. Die Sache blieb aber auf die englischen Grenzen beschränkt. Nur 400 Personen beteiligten sich an der Kundgebung, statt der

Tausende, die angeblich von dem Kongress Beschäftigung ihrer Wünsche erlangen wollten. Das Wetter war vorzüglich. An der Spitze des Arbeiterbataillons befand sich eine Wache. Sie trugen Fahnen mit der Aufschrift „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen, aber Tod dem Hinzukommen.“ Ihr Führer Browne rief ihnen, sich so friedlich wie möglich zu geben. Die Abteilungsleiter waren beritten, während Gogey selbst nicht seiner Gattin in einem Wagen folgen. Gogey's 17-jährige Tochter erschien in dem Zuge als Gehilfin des Friedens. Sie sah auf einen Schimmel. Auf dem Wege, den der Zug nahm, gab es viele Zwischenfälle. Die meisten aber betrafen die Sache als eine Fiskus-affaire, besonders die vom fachen Lande nach Washington Gefommenen. Vor dem Kapitol waren zahlreiche Schutzmannschaften zu Pferde und zu Fuß aufgestellt. Sobald der Zug in die Höhe des Kapitols kam, fand er den Weg versperrt. Gogey stieg ab von seinem Wagen und sprang über die Einfriedigungsmauer des Kapitols, und Browne, ein anderer Führer der Arbeitslosen, folgte ihm. Einer Anzahl Arbeiter gelang es gleichfalls, die Mauer zu übersteigen. Aber bald bekam die Polizei die Oberhand. In dem Gewühle gelang es Gogey, die Stufen des Kapitols zu erreichen. Jedoch ehe er noch ein Wort sprechen konnte, packte ihn die Polizei. Nach einem kurzen Handgemenge wurden die Gogey'schen Arbeitslosen aus den Anlagen vertrieben. Während Gogey selbst hinausgeschafft wurde, verließen die bereitgehaltenen Protest zu verlassen. Fortwährend schrie er: „Für die Presse!“ Die Polizei machte ausgiebigen Gebrauch von ihren Knüppeln, und mander Zuschauer und Unbeteiligte bekam ihn gleichfalls zu fühlen, wenn er die Gogey'schen Arbeitslosen hochleben ließ. Alles das geschah an der Nordseite des Kapitols. Dann marschierte der Zug unter vielen Hochrufen nach der Südseite des Kapitols. Browne, Jones und ein anderer Führer der Arbeitslosen wurden wegen Aufregung verhaftet. Browne bedrohte einen Polizisten mit seinem Revolver. Der Kongress war nicht in Sitzung zur Zeit der Kundgebungen. Er hatte sich gerade verabschiedet, als der Zug vor dem Kapitol anhalte, um das Andenken des verstorbenen Sekretärs Stockbridge zu ehren. Gogey selbst sagt, daß er in Washington bleiben will, bis andere Banden seines Heeres ankommen.“ Die Verhaftung und Wiederfreilassung Gogey's haben wir bereits mitgeteilt.

Sozialpolitisches.

— Eine Lohnfürzung empfiehlt der Direktor der Banabteilung vom Kruppischen Werk als bestes Mittel, um die Arbeiter zu fleißiger Thätigkeit anzuregen. Folgender Mass kam jüngst zur Kenntnis der Arbeiter:

„Viel zu sehr wird die Wahrnehmung machen müssen, daß sowohl bei der Arbeit als auch im Tagelohn beschäftigten Arbeiter der verschiedenen Betriebsabteilungen des Bau-Büreaus fast ohne Ausnahme in ganz unverantwortlicher Weise faulenzten. Es ist dies ein Beweis einerseits, daß nicht alle Organe des Aufsichtspersonals ihren Dienst gewissenhaft ausüben und andererseits, daß die Anforderungen an die Arbeitsleistungen nicht entsprechen, sondern vielfach zu hoch liegen.“

Um diesen Unweien zu steuern, beantrage ich, daß eine bedeutend schärfere Kontrolle der Arbeitsleistung durch das Aufsichtspersonal herbeigeführt, namentlich bei Beginn und Schluß der Schichten und Pausen.

Sobald sich seitens der Kontrolle die von den Meistern be- antragten Anfordrungen einer gewissenhaften Prüfung zu unterziehen und nur dann zu genehmigen, wenn die Leberzeugung gewonnen ist, daß die Arbeiter nur bei geschickter und fleißiger Thätigkeit einen angemessenen Verdienst erzielen können. Die Kontrollurteile sind ferner verbrieflicht, diejenigen ihres Aufsichtspersonals, welche nicht voll und ganz ihre Pflichten erfüllen, mit zur Weidung zu bringen.

Bau-Büreau, den 21./4. 1894. ags. Schmöb!

Wir sind neugierig, was denn der Herr Schmöb als an- gemessenen Lohn und als fleißige Thätigkeit ansieht. Jeden- falls scheinen seine Ansichten über diese Punkte von denen der Arbeiter weit abzuweichen, denn diese klagen schon längst darüber, daß sie bei den niedrigen Aufordrungen keinen ordent- lichen Lohn erzielen können. Aber nach Ansicht des Herrn Direktors schänden sie sich noch nicht genug für ihre arm- seligen Grochsen, deshalb muß der Brotkorb höher gehängt und der Anseher daran erinnert werden, daß er Antreiber sein soll. Wäre die Sache nicht für die Betroffenen so ernst, man könnte darüber lachen, daß über 100 Jahre nach Adam Smith ein Betriebsleiter der Aufsicht ist, ein schlecht gelohnter

Johann Jacoby.

Der erste Mai, der Tag, welchen die kassenbedürftige Ar- beiterchaft aller Länder ausserleben hat, um ihn durch eine Massenkundgebung ihres gemeinsamen Willens, ihrer gemein- samen Bestrebungen zu einem wahrhaften Feiertage zu ge- stalten, ist zugleich der Geburtstag eines Mannes, den die deutschen Arbeiter mit Stolz den übrigen nennen, hat er doch für ihre Rechte gekämpft und gebildet — wir meinen Johann Jacoby.

Das deutsche Bürgerium, dessen hervorragender Vor- kämpfer Jacoby lange war, das seinen Neben einst anzubete, es hat ihn vergessen, es hat seine früheren Grundzüge, es hat die Lehren Jacoby's feige verraten, ja sogar die Geburts- stadt Jacoby's, Königsberg, hat seinen größten Bürger ver- leugnet und die Vertreter der Königsberger Bürgerchaft haben zugegeben, daß sogar die äußeren Erinnerungszeichen an ihren großen Landsmann getilgt wurden. Die Büste von J. Jacoby wurde aus dem Saale der Stadverordneten entfernt.

Der unferliche Tote würde der letzte gewesen sein, über das kurze Gedächtnis seiner Mitbürger zu erkaufen — er, der wie wenige seiner Zeitgenossen die Vorgänge in der menschlichen Gesellschaft auf ihre Ursachen hin prüfte, hatte auch diese Wandlung der Dinge vorausgesehen und er hat sie auf das Bestimmteste vorausgesagt.

In einer Rede vom 7. Juni 1870 tadelte Jacoby das geringe Maß von Widerstandsfähigkeit, welches die „Fort- schrittspartei“ dem reaktionären Ministerium gegenüber ge- zeigt hatte:

„Eine der beklagenswerthesten Wirkungen ist es, daß ein großer Teil des preussischen Volkes den Glauben an sein großes Recht, den Glauben an die eigene Macht, d. h. an sich selbst verloren hat.“

Trostreich bei alledem und erfreulich ist die Thatsache, daß wenigstens der Arbeiterstand, der gesunde Kern des Volkes, diesen Glauben aufrecht erhalten hat.“

Und noch ein anderes Wort von Johann Jacoby, ein Wort, welches, seit es zum ersten Male ausgeprochen, in hunderten von Arbeitervereinsammlungen die Arbeitermassen mit Begeiste- rung erfüllte, wollen wir hier wiedergeben:

„Die Gründung des kleinste Arbeitervereins wird für den künftigen Kulturhistoriker von größerem Werte sein, als der Schlachttag von Zabowa.“

Die entervete Bourgeoisie mag mit Pomp und lärmenden Gelagen ihre toten und lebenden Götzen feiern, sie mag ihnen kalte Denkmäler von Marmor und Erz setzen — kämpfende Arbeiter ehren ihre toten Helden, indem sie Leben und Lehren der kühnsten Kämpfer sinnend betrachten und das Denkmal für unsere gefallenen Führer soll die befreite Menschheit sein.

Johann Jacoby wurde in Königsberg am 1. Mai 1805 geboren. Er studierte Medizin dort und in Heidelberg und ging dann zu seiner Ausbildung auf Reisen.

Als 1830 zum erstenmale die Cholera ausbrach und in schauderenerregender Weise wüthete, befand sich Jacoby als Militärarzt an der Grenze Polens, dessen Einwohner gegen den Ausbruch aufstanden. Er wußte sich aber nicht loszumachen und eilte nach Königsberg, um seiner Vaterstadt keine ächtlichen Dienste zur Verfügung zu stellen. — Obgleich Jacoby seit dieser Zeit sich vielfach schriftstellerisch beschäftigte, z. B. über Indemanzipation und über die Jenur geschrieben hatte, so wurde er dennoch in weiteren Kreisen und über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus erst durch seine berühmte Schrift „Wer Fragen eines Diktirens“ bekannt, welche wegen der in Preußen herrschenden strengen Jenur außerhalb des Landes, und zwar in Mannheim 1841, ohne

Angabe des Verfassers gedruckt wurde. Die kleine, nur 32 Seiten umfassende Schrift war von einer Wirkung, wie wir uns dieselbe heute, in einer Zeit einer, wenn auch nur beschränkten Pressefreiheit, kaum vorstellen können. Monate und Monate hindurch beehrte diese Schrift durch ihre scharfe, mannhaft, klare Sprache, durch die zutreffende Wahr- heit, die aus jeder Zeile hervorleuchtete, das Interesse aller Kreise. Es entspricht durchaus dem Charakter Jacoby's, daß, obgleich er die Gefahr sehr gut kannte, die diese Schrift für den Autor nach sich ziehen mußte, er sich dennoch zum Ver- fasser bekannte. Die Auflage auf Majestätsbeleidigung ließ nicht lange auf sich warten. Uebereinstimmend in zwei In- stanzen ist der surschloße Mannern zu 2 1/2 Jahren Festungs- haft verurteilt, aber in der 3. Instanz vor dem Berliner Tribunal freigesprochen worden.

Die Brochure enthält die 4 Fragen: 1) Was wünschen die Städte? Antwort: Gesetzliche Teilnahme der selbst- ständigen Bürger an den Angelegenheiten des Staates.

2) Wer berechtigt ist dazu? Antwort: Das Bewußtsein eigener Mündigkeit und ihre am 22. Mai 1815 faktisch und gesetzlich erfolgte Mündigkeitspredung, denn die für das König- haus begrabenen unglücklichen Opfer an Gut und Blut.

3) Welcher Beschäftigung ist ihnen zu Teil geworden? An- wort: Anerkennung ihrer reinen Bestimmung, Abweisung der gestellten Anträge und trübende Hindeutung auf einen künftigen unglücklichen Erfolg.

4) Was bleibt ihnen zu thun übrig? Antwort: Das, was sie bisher als Genuß erbeten, nimmere als erwiesenes Recht in Anspruch zu nehmen.

Jacoby setzte seine publizistische Thätigkeit in derselben Weise fort. Er hat seit Erscheinen seiner 4 Fragen bis zum Jahre 1848 noch herausgegeben: „Das 1. Wort Friedrich Wilhelm III., eine Warnung an das Verfassungs- beschreiben dieses Königs“, „Preußen im Jahre 1845“ und

